

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 33 (1991)

Artikel: Vier Kurzerzählungen
Autor: Berger, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vier Kurzerzählungen

von Hugo Berger

Redaktionelle Vorbemerkung

Unser Autor, Bürger von Maladers, geboren 1944, kann sich gewiss über ein ausgesprochenes Erzählertalent ausweisen. Wir freuen uns, aus seinem bereits schon reichen Schaffen, das er nebenberuflich (er arbeitet als Betriebstechniker und wohnt in Stettfurt TG) bewältigt, einige Proben unsern Lesern darzubringen. Im Jahre 1987 wurde Berger bei einem Wettbewerb der Bieler Literaturgesellschaft preisgekrönt.

P. M.

Mein Bruder Ricco

Eigentlich sollte es Ricco, mein Bruder, tun. Ricco hat es schon oft gemacht, und es macht ihm nichts aus, ja, ich glaube, er hat sogar Spass daran. Alle Leute im Dorf bringen ihre jungen Hunde oder Katzen, die sie loshaben wollen, zu Ricco. Manchmal sogar sonntags. So wie die Frau heute, die mit dem Korb unten im Hof vor unserer Haustür gestanden hat. Wo ist Ricco? hat sie gefragt, als ich die Tür aufmache, und dabei hat sie an mir vorbeigeschaut ins dunkle Treppenhaus hinein.

Was weiss ich, wo Ricco ist? Weggefahren ist er halt mit seinem Motorrad; und vielleicht rast er jetzt gerade die Gotthardstrasse hinauf zum Pass, vielleicht aber auch die Autostrada hinunter nach Milano oder sonstwohin. Was weiss ich? hab ich gesagt. Und bei mir hab ich gedacht: Selbst dass er weggefahren ist, weiss ich bloss wegen Angelina. Weil sie gestern abend unten bei der Brücke, wo wir uns jeden Abend

treffen, plötzlich zu mir sagte: Ich kann morgen nicht mit dir zum Schwimmen. Ich geh mit Ricco Motorrad fahren.

Dabei hat sie mir nicht in die Augen geschaut, sondern immerzu übers Brückengeländer hinauslehnend ins trübe Wasser gestarrt. Und als ich nichts dazu sage, weil ich glaubte, mich verhört zu haben, drehte sie sich zu mir um und sagte, es sei wirklich nur wegen dem Motorrad fahren, und es sei doch nichts dabei, ich brauchte keine Angst zu haben, nie im Leben könnte sie Riccos Freundin werden, sie liebe nur mich, mich allein, aber Motorrad fahren möchte sie halt so gern.

Genau wie Janette, die aus der Stadt gekommen ist und zuerst meine Freundin war, habe ich gedacht. Auch sie wollte nur einmal bei Ricco aufsitzen und ist dann die ganzen Ferien über mit ihm zusammen gewesen und hat mich kaum noch beachtet. Und genau wie die meisten Mädchen hier im Dorf, die sagen: Ihr seid so verschieden, Ricco und du. Ja, ja, der Ricco, was der immer für Sachen macht! Stimmt es, dass er seine Lehrstelle als Metzger schon wieder verloren hat, weil er einfach abgehauen ist eine Woche lang nach Hamburg? Und dabei denken sie, er ist ein Wolf und du bist ein Schaf. Ein langweiliges Schaf bist du.

Und als Angelina sich eng an mich geschmiegt und gefragt hat: Du hast doch nichts dagegen, oder? da habe ich gesagt: Doch! Doch, ich hab was dagegen. Und wenn du morgen mit Ricco gehst, dann ist es aus zwischen uns. – Du musst dich entscheiden, hab ich gesagt. Ich oder Ricco.

Dann eben Ricco! hat Angelina gesagt und ist wütend davongelaufen. Jetzt geht sie zu Ricco, hab ich gedacht. Ricco hat wieder gewonnen und ich bin wie stets der Verlierer. Dabei ist es für Ricco gar kein richtiger Kampf gewesen, sondern mehr ein Spiel oder Spass, so wie es ihm früher immer Spass gemacht hat, Vogelnerster auszuplündern, Ameisenhaufen zu zerstören oder mit der Schleuder auf Katzen zu schiessen. Und er hat dabei immer gelacht und mich eine alte Memme geschimpft, wenn ich geweint und versucht habe, ihn davon abzuhalten.

Das alles ist mir im Kopf herumgegangen, als die Frau mit dem Korb vor der Haustür stand. Und ich habe gesagt: Gib her den Korb, das kann ich auch. Und meine Stimme ist mir seltsam fremd vorgekommen, wie ich das gesagt habe. Dann habe ich hineingelangt in den Korb, und es war ganz weich drin und warm und voller Leben. Und ich habe eines herausgenommen, die Augen waren bereits halb offen, und es hat gezappelt und mich angeblinzelt mit den halboffenen Augen. Und ich habe gedacht, nein, das kann ich nicht, sowas kann ich nie im Leben, ich nehme die kleinen Hunde für mich, ziehe sie gross oder suche einen Platz für sie.

Das wollte ich auch der Frau sagen, aber die hat mich so von der Seite angeschaut, als wollte sie sagen: Hab ich doch gewusst, dass du es nicht kannst, du bist eben nicht Ricco. So hat sie mich angeschaut. Nur um diesem Blick zu entgehen, nicht in der Absicht, die Hunde zu töten, bin ich hinüber zur Scheune gelaufen. Doch wie ich neben der Scheune, wo Ricco gestern an seinem Motorrad herumgeflickt hat, den alten Reifen, die herumliegenden Werkzeuge, Putzlappen, Schrauben und Zündkerzen von seinem Motorrad gesehen habe, da hat mich mit einemmal blinde Wut gepackt. Wut auf die Frau, auf Ricco, auf Angelina und auf mich und auf alles; und in meinem Zorn habe ich den kleinen Hund, den ich noch immer in der Hand gehalten habe, mit aller Wucht an die Scheunenwand geschmettert. Er ist an die

Wand geklatscht wie ein fauler Apfel, ist heruntergefallen zwischen die Putzlappen und das andere Zeug, hat noch ein paarmal gezuckt und war dann tot.

Ich habe mich gewundert, dass er tot ist und dass es so einfach ist, einen Hund zu töten. Siehst du, das kann ich auch, habe ich gesagt und habe wieder in den Korb hineingelangt, und wieder, noch vier Mal; und ich habe nichts dabei empfunden auch nicht Wut, sondern war kalt innerlich, eiskalt und ohne irgendwelche Gefühle.

Als der Korb leer war und die Hunde alle tot an der Scheunenwand lagen, habe ich mich nach der Frau umgedreht, aber sie hat nichts gesagt, sondern bloss vor sich hingestarrt, immerzu auf einen Ölfleck am Boden hat sie gestarrt. Warum sagt sie nichts? hab ich gedacht. Soll sie doch froh sein, dass ich es gemacht habe, sonst müsste sie morgen wieder kommen. Und wer hat denn überhaupt gewollt, dass die Hunde tot sind? Ich wollte es bestimmt nicht. Ich am allerwenigsten. Verdammt! Soll sie doch etwas sagen, die Alte, irgend etwas, alles ist besser als dieses Schweigen.

Statt etwas zu sagen hat sie endlich den Kopf gedreht und hinübergeschaut zur Hofeinfahrt. Und wie ich ihrem Blick folge, da glaube ich zuerst, meinen Augen nicht mehr trauen zu können und denke, dass ist ja unmöglich, Angelina ist doch mit Ricco Motorrad fahren gegangen. Aber es ist Angelina, die dort steht, und sie ist nicht mit Ricco gegangen, sondern wollte mit mir zum Schwimmen kommen. Wozu hätte sie sonst ihre Tasche umgehängt, wo sie immer ihr Badezeug drin hat?

Angelina!, habe ich gerufen und bin auf sie zugegangen. Doch sie ist zurückgewichen.

Du Schwein! Du gemeines, brutales Schwein! hat sie herübergeschrien. Dann hat sie sich umgedreht und ist hinausgerannt und die Strasse hinunter.

Ich wollte ihr nachrennen, ihr alles erklären; aber wie sollte ich? Ich versteh' mich ja selbst nicht mehr.

Finde die unbekannte X

Ich sitze an meinen Hausaufgaben, und Konrad liegt auf dem Sofa. Ich frage ihn: «Warst du eigentlich ein guter Schüler? Kannst du eine Gleichung mit einer Unbekannten lösen?»

Konrad fragt: «Wozu soll das gut sein?»

«Das», sage ich, «ist nicht der springende Punkt.» (Das sagt mein Vater immer.) «Der springende Punkt ist, dass ich die Aufgaben morgen in der Schule abgeben muss, aber damit nicht zurechtkomme.»

Konrad saugt an seiner Brissago und bläst den Rauch zu mir herüber. Er sieht sich im Fernseher eine Sendung über seltene Vögel an, die soviel ich mitbekommen habe, vom Aussterben bedroht sind. Zwischendurch drückt er jedoch immer wieder auf die Tasten der Fernbedienung, um sich der Reihe nach die anderen Sender anzugucken; weil aber dort um diese Zeit auch noch nichts los ist, sieht er sich lieber das mit den Vögeln an.

Konrad ist mein Onkel, aber nicht mein richtiger, da er bloss der Halbbruder meiner Mutter ist. Er wohnt bei uns im Haus und arbeitet als Hilfselektriker bei meinem Vater, der zugleich sein Vormund ist. (Mutter sagt «Beistand».)

Zur Zeit aber ist Konrad arbeitsunfähig. Er ist beim Montieren einer Lampe von der Leiter gestürzt. Er dachte, er hätte die Sicherung herausgeschraubt, aber sie war noch drin. Erschreckt durch den unverhofften und heftigen Stromschlag, verlor er das Gleichgewicht und fiel herunter. Konrad sagt, er hätte sich das Genick brechen können, aber er brach sich bloss den Daumen.

Seit dem Unfall liegt Konrad den ganzen Tag auf dem Sofa; er legt sich morgens hin und verlässt es bloss noch, um zu essen oder wenn er aufs Klo muss. Er hat sich den Couchtisch herangerückt, und dort drauf ist alles, was er braucht: Die Zeitung, der Aschenbecher, der randvoll ist, die Schachtel mit den Brissago und die Fernbedienung für den Fernseher. Wenn ihm die Brissago ausgehen, muss ich ihm vom Restaurant gegenüber Nachschub besorgen.

Mutter kommt ins Wohnzimmer. Sie wirft einen besorgten Blick hinüber zum Sofa. Sie ist immer besorgt um Konrad. Sie geht zum Fenster und öffnet beide Flügel. Dann dreht sie sich nach mir um. In letzter Zeit sieht sie auch mich mit diesem besorgten Blick an. Das hat damit zu tun, dass ich noch immer nicht weiss, was ich werden will. Vor dieser Frage stand ich schon letztes Jahr. Da ich mich aber noch nicht festlegen konnte, habe ich mich für ein zusätzliches Schuljahr entschieden. Das geht aber bald zu Ende.

Mutter sagt: «Ist es dir nicht zu laut hier, um deine Hausaufgaben zu lösen?»

Es sollte eine Frage sein, aber es klingt mehr wie ein Vorwurf. Bevor ich zu antworten brauche, klingelt unten die Ladenglocke, und Mutter beeilt sich, in den Laden runter zu kommen.

Wir haben neben der Werkstätte noch einen Laden, für den Mutter zuständig ist. Man kann dort Haushaltsgeräte und Lampen und so Zeug kaufen. Man kann auch Glühbirnen kaufen. Diese werden von Mutter immer zuerst geprüft. Sie nimmt sie aus der Schachtel und steckt sie in eine Fassung, wo sie sogleich aufleuchten. Nie ist eine darunter, die nicht funktioniert.

Mutter hat noch eine Halbschwester und zwei richtige Brüder. Und einmal im Jahr, immer am ersten Sonntag im Oktober, treffen sie sich in einem Restaurant zu einem Raclette-Essen. Nur Konrad geht nie hin, obschon Mutter bereits Tage davor von dem Treffen schwärmt und versucht, ihn zum Mitkommen zu überreden. Konrad sagt, mit den feinen Pinkeln (damit meint er seine Halbbrüder) wolle er nichts zu schaffen haben; die wären schuld, dass er bevormundet sei. Davon aber will Mutter nichts hören. Sie sagt dann so Sachen wie: Jeder ist selbst Schmied seines Glücks, oder: Wie man sich bettet, so liegt man. Und wenn Konrad es nicht lassen kann, über seine Halbbrüder zu schimpfen (er nennt sie Ausbeuter und Kapitalisten), wird sie deutlicher und sagt: «Wer hat denn auf grossem Fuss gelebt, aber die meiste Zeit nichts gearbeitet?» Und einmal sagte sie: «Wie war denn das damals mit deiner Lehrstelle als Kaminfeher?»

Das mit der Lehrstelle als Kaminfeger hat Konrad mir so erzählt: Sein Chef habe ihn an diesem Tag allein auf den Zürcherberg geschickt. Bei einer Villa war niemand zuhause, aber man habe ihm durch einen Nachbarn den Schlüssel geben lassen. Er sei gut vorangekommen und habe sogar Vorsprung auf seinen Zeitplan gehabt. Als er mit der Arbeit am Kamin fertig war, habe er sich ein bisschen im Haus umgesehen. Er sei durch die Zimmer gegangen und habe sich die Möbel und die Bilder an den Wänden angeschaut. Danach sei er auf die Dachveranda hinaus getreten. Die Aussicht von dort oben sei gewiss herrlich gewesen, sagte Konrad, man habe die halbe Stadt unter sich liegen sehen. Doch ihn habe der Ausblick tief bestürzt, ja schockiert; denn noch nie habe er nämlich so viele Kamine auf einmal gesehen.

Und während Konrad über die Brüstung gelehnt dastand, hatte er das einschneidende Erlebnis: So, wie es oft Leuten passiert, die sich in höchster Lebensgefahr befinden, sah Konrad sein Leben wie ein Film vor sich abrollen. Nur umgekehrt; er sah nicht sein vergangenes, sondern sein zukünftiges Leben. Das, was er sah, war deprimierend. Es sei eine Kette von Bildern gewesen, die sich stets wiederholt hätten: Aufstehen, Frühstück, Kaminfegen, Mittagessen, Kaminfegen, Nachtessen, Schlafen . . .

Konrad sagte, er habe diese Vision als Zeichen verstanden und nie wieder einen Kamin auch nur angesehen, geschweige denn gefegt.

Danach hatte Konrad noch viele Berufe. Er war Tankwart, Freileitungsmonteur und sogar Hirte auf einer Alp. Und einmal wollte Konrad nach Argentinien auswandern, aber er kam nur bis nach Lissabon. Lissabon war seine schönste Zeit, sagt er immer.

Beim Mittagessen fragt Vater Konrad jetzt jedesmal: «Was macht dein Daumen?» Aber er bekommt darauf ebensowenig eine Antwort wie auf seine ständige Frage: «Was macht die Schule?»

Gestern ging unsere Klasse eine Fabrik besichtigen. Wir wurden mit einem Bus hingebacht. Auf halbem Weg bei einer Raststätte machten wir einen Zwischenhalt. Ich ass zwei

Portionen Eis, und auf der Weiterfahrt ist mir schlecht geworden.

In der Fabrik zeigten sie uns zuerst einen Tonfilm, und danach führten sie uns durch die Fabrikhallen und Büros. Man durfte auch Fragen stellen, aber ich habe nichts mitgekriegt, weil mir die ganze Zeit schlecht war. Und als wir heute in der Schule einen Aufsatz darüber schreiben mussten, wusste ich bloss noch über die Tonfilmschau zu berichten.

Eine meiner Aufgaben lautet: Isoliere die unbekannte X der nachstehenden Gleichung, berechne deren Wert. Dann folgen Zahlen, und mitten unter ihnen steht die unbekannte X. Ich bin mit den Aufgaben an einem toten Punkt angelangt. Ich zeichne Strichmännchen. Dann schreibe ich meinen Namen und meine Adresse aufs Blatt, aber rückwärts. Ich übe mich schon lange im Rückwärtsschreiben und habe es darin zu beachtlicher Fertigkeit gebracht. Es gelingt mir bereits, ganze Sätze rückwärts zu schreiben.

Mein Bruder hält nichts vom Rückwärtsschreiben. Er hat gesagt: «Wozu soll das gut sein, wenn man am Schluss doch nicht mehr sieht, dass es rückwärts geschrieben wurde?»

Ich sagte: «Das ist es ja gerade!»

Aber es ist zwecklos, mit ihm darüber zu diskutieren, denn es gibt Dinge, die er nie versteht.

Ich trat einmal aus der Haustüre und sah meinen Bruder draussen im Hof sein Rad flicken. Er hatte den Fahrradschlauch in ein mit Wasser gefülltes Becken getaucht und guckte nach aufsteigenden Bläschen, um das Loch zu finden. Und wie ich ihn dort bewegungslos vor dem Becken knien sah, hatte ich plötzlich die Empfindung, diesen Moment bereits einmal erlebt zu haben.

Konrad sieht sich jetzt endgültig einen anderen Sender an. Tänzerinnen in rosa und hellblauen Kostümen bewegen sich leicht und anmutig auf einer Bühne. Den Ton hat er ganz zurückgedreht; und es mutet seltsam, fast gespenstisch an, wie sie sich zu einer Musik bewegen, die gar nicht da ist.

Unten im Hof höre ich das Moped meines Bruders rattern. Es heult noch ein paar Mal

kräftig auf, bevor es abstirbt. Mein Bruder kommt die Treppe hoch und stösst die Wohnzimmertüre auf. Er lässt sie offen stehen; nie schliesst er eine Türe hinter sich zu. Die Zugluft bläht meine Blätter vom Tisch und lässt sie wie aufgeregte Hühner durchs Zimmer flattern.

Ich sage: «Blödmann, kannst du nicht die Türe schliessen!» Mein Bruder lacht und wirft seine Sporttasche mit Schwung in die Zimmerecke. Er trägt ein schwarzes T-Shirt ohne Ärmel. Er kann sich das leisten, er hat einen muskulösen Oberkörper. Er geht zweimal wöchentlich in ein Fitness-Studio, und täglich macht er in seinem Zimmer vierzig Liegestützen. Er macht Abitur und will Elektroingenieur werden. Ich stelle ihn mir vor, wie er in weissem Berufsmantel durch die Büros eilt und überall hinter sich die Türen offenstehen lässt. Die Leute in den Büros fragen ihn was, und mein Bruder lacht und sagt: «Logo.» Logo ist sein Lieblingswort.

Ich sammle meine Blätter vom Boden auf. Ich höre wie mein Bruder sagt: «So Konrad?» Er sagt immer: «So Konrad?» zu Konrad. Konrad hat die Musik im Fernseher wieder aufgedreht.

Ich sage: «Jetzt kannst du mir wenigstens bei meinen Aufgaben helfen.»

Er tut zuerst so, als wollte er nicht, dann aber sieht er sich die Sache an. Er sagt: «Das ist ja ein Kinderspiel!»

Er beginnt die Zahlen umzugruppieren, dann nochmals, und am Schluss steht die unbekannte X allein auf der rechten Seite. Er sagt: «So, den Rest wirst du ja alleine schaffen.»

Dann geht er hinaus, und ich beginne den Wert der unbekanntenen X auszurechnen.

Die Heimkehr

Es war nicht etwa Angst, ihnen gegenüberzutreten, weil ich davongelaufen war und mich vier Tage nicht mehr hatte blicken lassen, nein, es war nur so ein dummes Gefühl, das

sich in mir festgesetzt hatte und das jetzt noch stärker wurde, als ich den Kiesweg zu meinem Elternhaus einbog. Ich versuchte ein gleichgültiges Gesicht aufzusetzen und legte mir in Gedanken nochmals die Worte zurecht, die ich ihnen sagen wollte.

«Ich gehe gleich wieder, hole nur mein restliches Zeug ab. Ich wohne jetzt bei Ralf. Mein Mofa? Ach, das habe ich verkauft, weil ich halt Moos brauchte. Ist doch meine Sache. Oder?»

Das Gartentor quietschte laut. Der Rasen war frisch geschnitten, sonst hatte sich nichts verändert. Der Spalierbaum an der Hausmauer stand voll in Blüte, die Fensterladen trugen noch den öligen Glanz der Frühlingsreinigung, ja selbst die Fahrspuren meines Mofas waren noch im Kiesweg eingegraben. War es wirklich erst vor vier Tagen gewesen? Es kam mir viel länger vor, seit ich voller Zorn hier ausgezogen war; seit ich sie angeschrien hatte: Ich habe es satt, mir dauernd Vorschriften machen zu lassen, wie laut ich das Radio einstellen darf, welche Klamotten ich anziehen soll, wann ich nach Hause kommen muss: ich habe alles satt, und euch beide am meisten.

Darauf hatte ich wahllos ein paar Sachen in meine Reisetasche gestopft, hatte mich aufs Mofa geschwungen und war davongefahren, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

Ralf war nicht erstaunt gewesen, als ich bei ihm aufgekreuzt war. «Dass du es solange ausgehalten hast bei deinen Alten. Natürlich kannst du vorerst in meiner Bude wohnen, schliesslich sind wir Kumpels.»

Ralf hatte sich schon lange mit seinen Eltern zerstritten. Seit der dummen Sache damals mit dem geklauten Auto, derentwegen er auch seine Lehrstelle verloren hatte. Wir hatten alle gemeint, er würde sich wieder mit ihnen versöhnen und zurückkehren.

«Denkt ihr, ich bin blöde?» hatte er gesagt. «Nie! Ausserdem hat mein Alter gesagt, wenn ich gehe, dann brauchte ich nie mehr zurückzukommen.»

Vor der Haustür blieb ich unschlüssig stehen. Wie oft war ich schon durch diese Tür gegangen; jetzt aber blieb ich davor stehen wie ein Fremder, weil irgend etwas mich daran

hinderte, die Klinge runterzudrücken und einzutreten. Ich zog an der Glocke und wartete. Eine Weile blieb alles still, dann ging oben das Fenster auf. Vaters hageres Gesicht erschien im Rahmen. In seinen Augen glaubte ich ein Aufleuchten zu erkennen. Er sollte nicht denken, ich würde reumütig zurückkehren. Nein, ich war nur gekommen, meine Sachen abzuholen. Und eine Strafpredigt wollte ich mir schon gar nicht gefallen lassen.

Vater beugte sich weiter vor.

«Komm doch rein, Markus, die Tür ist offen», rief er herunter, so, als wäre ich nie fortgewesen, als hätte ich sie nicht angeschrien und die Tür hinter mir zugeschlagen.

Mutter stand in der Küche. Sie sagte kein Wort, fuhr mir bloss mit der Hand durchs Haar, so wie früher, wenn ich mich auf dem Heimweg von der Schule in gedankenlosem Herumtrödeln verspätet hatte; nur dass ich jetzt fast einen Kopf grösser war als sie. Sie wischte sich mit der Hand verstohlen über die Augen und machte sich am Herd zu schaffen.

«Es gibt gleich Essen», sagte sie.

Vater setzte sich an den Küchentisch. Wie gebeugt sein schwächlicher Rücken vom vielen Sitzen im Büro geworden war! Und während ich im Türrahmen gelehnt dastand, da wusste ich mit einem Mal, dass ich die besten Eltern der Welt hatte, dass ich immer zu ihnen zurückkehren konnte und dass ich sie mochte, echt mochte.

Der Lauf der Dinge

Ich hatte lange gezögert, bevor ich Ria anrief. Ich fürchtete, sie könnte es als Taktlosigkeit empfinden, wenn ich sie nun, da sie den Tod ihres Vaters zu verschmerzen hatte, wegen der Katze behelligte. Doch sie zeigte Verständnis.

Ich sagte meinen Namen und dass ich bei ihrem Vater in Untermiete lebte. Dann sagte ich: «Sicher haben Sie jetzt grössere Sorgen, aber es ist so, ich muss übermorgen für einige Zeit ins Ausland reisen, da ich in einer Band

spieler. Leider kann ich nicht mal am Begräbnis Ihres Vaters teilnehmen. Aber warum ich noch anrufe, ist folgendes: Da ist noch die Katze, die Ihrem Vater gehört, und es ist dann niemand da, der für sie sorgt.»

Sie sagte, sie und ihre beiden Schwestern kämen sowieso morgen nach Zürich, und sie würden sich der Sache annehmen.

Pünktlich zur angegebenen Zeit schellte die Glocke. Ich drückte den automatischen Türöffner und wartete oben vor der Wohnungstür am Treppengeländer.

Wir waren uns noch nie begegnet, aber ich kannte sie von Fotos, die ihr Vater, Herr Braun, mir immer so gerne gezeigt hatte. Auch hatte er viel von ihnen erzählt. Wir hatten beide Zeit. Herr Braun war Rentner, und ich spielte Schlagzeug in einer Band, die aber mit Engagements nicht gerade überhäuft wurde. Wir sassens manchmal nachmittags bei einem Kaffee oder einem Glas Wein im Wohnzimmer und diskutierten über Musik. Wir fingen bei der modernen Popmusik an und endeten zumeist bei der Musik der fünfziger- und sechziger Jahre, bei Glenn Miller, James Last oder Louis Armstrong. Das war für ihn dann jedesmal Anlass, aus der damaligen Zeit zu erzählen, von seiner Frau, die früh verstorben war, und von ihren drei Töchtern, die schon vor etlichen Jahren aus Zürich weggezogen waren.

Zuvorderst kam Ria. «Ria ist die tüchtigste von allen, sie kann gut organisieren, aber auch selbst zupacken. Sie hat einmal mit ihren Klassenkameraden ein Risotto-Essen zugunsten von Kindern der Dritten Welt organisiert», hatte Herr Braun erzählt.

Ria war mit einem Bauern verheiratet und hatte immer viel zu tun.

Hinter Ria, sich am Geländer hochziehend, kam Gerda. Sie hatte eine schwere Kinderkrankheit durchgemacht und war seitdem gehbehindert.

«Meine Gerda! Trotz allem immer fröhlich. Sie nimmt das Leben von der heitern Seite. Das hat sie von ihrer Mutter, sie ist auch eine fröhliche Natur gewesen.»

Sie sah blass aus und hatte dunkle Ringe um die Augen.

Dann kam Anna. Sie wurde von ihrem Mann begleitet, den Herr Braun bloss den Prediger nannte. Der Prediger hatte den Arm um Annas Schultern gelegt, und mir fielen seine Hände auf: Sie waren ungewöhnlich gross, mit starkem Haarwuchs auf dem Handrücken. Von ihm wusste ich nur soviel: Er war früher etliche Male mit dem Gesetz in Konflikt geraten, dann aber war er einer Sekte beigetreten und führte seitdem ein zwar nicht sehr arbeitsreiches, aber frommes Leben.

Anna drückte ihr Taschentuch an die Nase. Anna, die Schwermütige, die hinter allem eine tiefe Bedeutung vermutete. Als Kind sei sie oft auf den Friedhof und habe an fremden Gräbern gebetet. Und einmal habe sie einen toten Vogel nach Hause gebracht und solange in einer Schachtel in ihrem Zimmer aufbewahrt, bis er gestunken habe.

Sie kamen oben an. Wir drückten uns die Hände, und ich murmelte mein Beileid. Jetzt, da sie in Wirklichkeit vor mir standen, fand ich, dass sich die drei Schwestern sehr ähnlich sahen. Dieselben schmalen Gesichter mit den etwas zu grossen und leicht gebogenen Nasen. Dazu kam, dass sie jetzt alle Schwarz trugen.

Im Korridor nahm ich ihnen die Mäntel ab. Ich sagte: «Sie werden sich hier auskennen, es ist im Prinzip ja Ihre Wohnung, ich meine, es war die Ihres Vaters.»

Gerda sagte: «Wir haben uns viel zu wenig um Vater gekümmert.»

Wir gingen ins Wohnzimmer, und die Schwestern weinten ein bisschen.

Ich sagte: «Sie möchten jetzt bestimmt lieber allein sein.» Aber sie sagten, ich solle ruhig hierbleiben, ich gehörte ja sozusagen dazu, wo ich doch als Untermieter bei ihrem Vater gelebt hätte.

Sie redeten über den plötzlichen Tod ihres Vaters und konnten nicht verstehen, wie schnell so was geht. Sie wollten von mir hören, wie das alles aus meiner Sicht her passiert wäre, aber ich wusste auch nur, dass er im Supermarkt zusammengebrochen war und noch auf dem Weg ins Krankenhaus starb. Dann fragten sie, was er denn so gemacht und gesagt habe in den letzten Tagen.

Ich sagte: «Er hörte viel Musik, alte Jazzmusik, manchmal auch Bach und Mozart, von Popmusik hielt er nicht besonders viel. Dann hatte er noch die Katze, die er ziemlich verwöhnt hat. Und er hat viel von Ihnen geredet», sagte ich, weil ich dachte, es würde ihnen ein Trost sein. «Er hat mir auch Fotos gezeigt. Er sass dort mit dem Fotoalbum auf den Knien, erzählte und zeigte mir die Bilder.»

«Wo ist denn das Album?» fragte Ria.

«Dort!» sagte ich und deutete auf die Wohnwand.

Sie holte es hervor, und die drei Schwestern guckten sich die Familienfotos an, tauschten Erinnerungen aus und schneuzten sich zwischendurch geräuschvoll die Nase.

Der Prediger sagte: «Sie hatten wohl ein ziemlich ungezwungenes Verhältnis zu meinem Schwiegervater.»

Ich sagte: «Wir fühlten uns durch die Musik verbunden.»

Er fragte noch, wie lange ich schon hier in Untermiete wohnte. Ich sagte, etwas mehr als ein halbes Jahr. Dann schwieg er, und ich starrte auf seine grossen Hände, die er über dem Bauch gefaltet hielt, und wusste auch nichts zu sagen.

Als die Schwestern das Album weglegten, hielt ich es an der Zeit, das Gespräch auf die Katze zu bringen. Ich sagte: «Wie ich bereits am Telefon sagte, kann ich leider nicht zum Begräbnis kommen, weil ich mit meiner Band schon morgen abend in München spielen muss. Es ist ehrlich gesagt unser erstes, grösseres Engagement. Verstehen Sie?»

«Ja, ja, das ist der Lauf der Dinge», sagte der Prediger und nickte bedeutungsvoll.

Mir war nicht klar, was er damit meinte. Ich fuhr weiter: «Aber da ist das Problem mit der Katze. Man kann die Katze nicht für längere Zeit allein lassen.»

«Was ist das für eine Katze?» fragte Gerda.

«Eine sehr anhängliche. Fremden gegenüber etwas scheu, aber sonst sehr anhänglich. Ihr Vater hing, glaube ich, sehr an ihr.»

«Vater war sehr tierliebend», sagte Anna. Gleich darauf kamen ihr wieder die Tränen, und sie musste das Taschentuch benutzen.

«Warten Sie, ich hole die Katze her», sagte ich und ging in die Küche.

Die Katze war nicht an ihrem gewohnten Ort im Korb unter dem Küchentisch, und ich musste sie suchen.

Im Wohnzimmer war ein Gespräch in Gang gekommen, das jedoch sogleich wieder abbrach, als ich mit der Katze zurückkam.

Die Katze krallte sich an mir fest, sprang dann aber erschreckt von meinem Arm und verkroch sich unters Sofa. Ich hielt mir den Arm, denn sie hatte mir beim Abspringen einen Kratzer versetzt, der nun ziemlich schmerzte.

Ria fragte, ob es schlimm wäre mit meinem Arm. Und dann fragte sie ohne Übergang, was ich nun wegen dem Zimmer unternähme. Ich sagte, der Tod ihres Vaters wäre so plötzlich gekommen, dass ich mir darüber noch gar keine Gedanken gemacht hätte. Gerda meinte, ich könnte ja nun die ganze Wohnung übernehmen und die Möbel ihres Vaters kaufen. Ich sagte, mit meiner mageren Gage wäre das im Moment nicht möglich, ausserdem genüge mir ein Zimmer.

Dann sagte Ria, wegen der Möbel und so müsse man sowieso reden. Am besten wäre es wohl, da sie schon einmal hier wären, man würde eine Liste aller Wertsachen erstellen.

Gerda und Anna meinten, das habe noch reichlich Zeit, aber Ria und der Prediger überredeten sie.

Und dann fingen sie an, die Möbel zu inspizieren und Schubladen auszuräumen.

Ich sagte: «Ich mache inzwischen einen Kaffee».

Ich liess mir viel Zeit beim Kaffeekochen. Ich hörte sie im Wohnzimmer, dann im Schlafzimmer, auch in mein Zimmer schauten sie hinein.

Irgendwann wagte sich auch die Katze wieder hervor; sie schlüpfte in die Küche hinein

und hockte sich in die Ecke neben den Kühlschrank.

Nach einiger Zeit, als ich dachte, sie wären mit der Arbeit durch, ging ich mit dem Kaffee ins Wohnzimmer. Es war ein seltsames Bild, das sich mir dort bot. Im Wohnzimmer sah es aus wie auf einem Basar. Bücher, Schallplatten, Glasfiguren, Silberbestecke und vieles mehr war dort wie zum Verkauf ausgebreitet. Gerda sass mit Notizblock und Bleistift auf der Armlehne des Sofas. Den einen Schuh hatte sie ausgezogen. Der Prediger und die andern beiden Schwestern kauerten am Boden zwischen den Sachen und sahen aus wie grosse, schwarze Vögel. Der Prediger fingerte an der Stehuhr herum, die auf dem Bücherregal gestanden hatte; Ria war mit Abzählen beschäftigt; und Anna betrachtete mit schrägem Kopf ein Heiligenbild, das ich einmal durch die offene Tür über dem Bett in Herrn Brauns Schlafzimmer gesehen hatte.

Ich stellte das Tablett mit dem Kaffee auf den Couchtisch und sagte: «Sicher mögen Sie jetzt einen Kaffee.»

Sie nahmen gerne einen. Der Prediger nahm ihn schwarz, aber mit viel Zucker. Gerda fragte, ob mein Arm noch schmerzte. Ich sagte, das wäre doch bloss ein Kratzer und kaum der Rede wert. Ria sagte, ich müsse verstehen, dass sie das Wohnzimmer nun abschliessen müssten. Das wäre kein Misstrauen gegen mich oder so. Die Sachen würden sie nächste oder übernächste Woche abholen. Ich nickte. Sie sagte noch mehr, ich nickte wieder und dachte an Herrn Braun.

Dann begleitete ich sie zur Tür. Ich stand oben am Treppengeländer und sah ihnen nach, wie sie langsam die Treppe hinunter gingen. Ein schwarzes, stummes Grüpplein. Und dann fiel mir plötzlich die Katze ein. Aber da gingen sie unten bereits zur Türe hinaus. Und ich ging langsam in die Wohnung zurück.